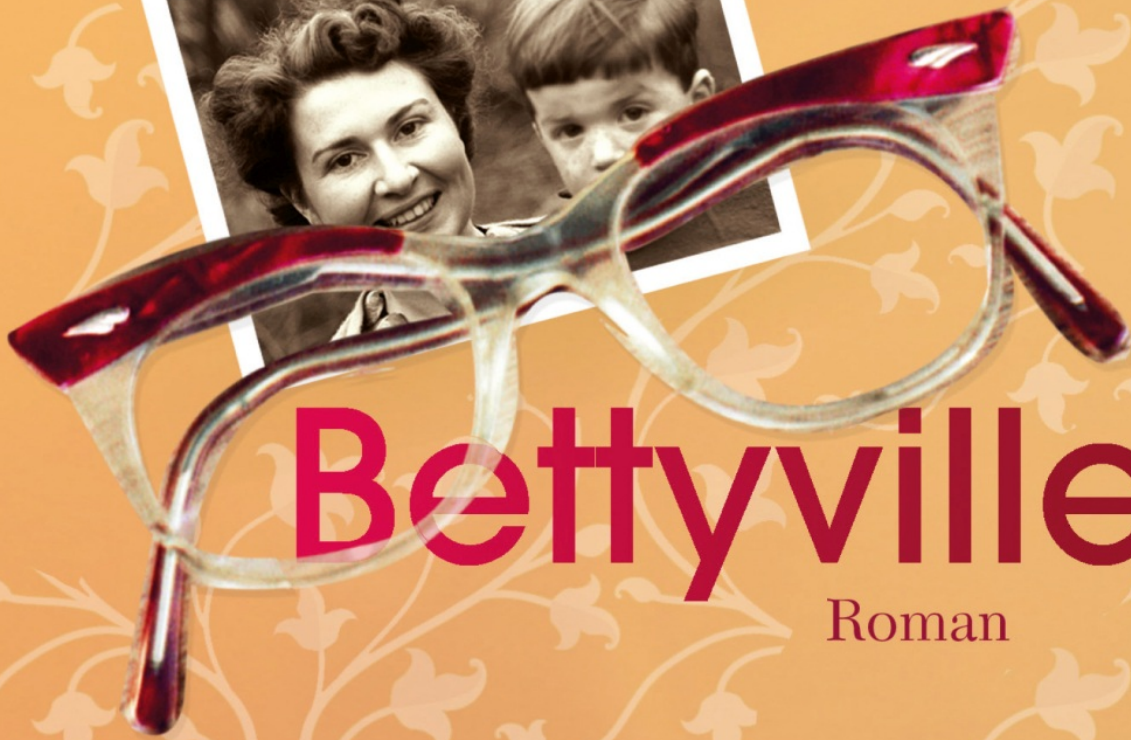


GEORGE
HODGMAN



Bettyville

Roman

List

eine Beerdigung am folgenden Tag üben. Wir hatten nicht viel zu Abend gegessen. Betty aß eigentlich sowieso nie richtig, schob immer nur ihr Essen auf dem Teller herum. Sie wollte dünn bleiben.

»*Thy kingdom come*«, sang mein Vater, »*thy will be done*.« Seine Stimme hallte durchs Haus. Immer wieder gingen sie das Lied durch, während ich auf dem Sofa einschlief. Die warme Hand meines Vaters auf meinem Rücken weckte mich. Als ich aufstand, schob er sich vor mich, legte mir die Hände auf die Schultern und ließ mich meine Füße auf seine Arbeitsstiefel stellen. Dann liefen wir gemeinsam so in mein Zimmer, während Betty weiterspielte.

Betty übte nur, um sicher zu sein, dass sie es richtig hinbekam, perfekt. Ich hörte meine Mutter an so vielen Abenden immer wieder dieselben Kirchenlieder üben. Meist konnte ich dabei schlafen. Mein Vater aber, ein leicht aufbrausender Mann, nicht. Big George stand wütend auf.

»Verdammt noch mal, Betty. Verdammt«, sagte er, seine Stimme war jetzt laut und wütend, »lass das und komm ins Bett. Ich bin hundemüde.«

»Niemand«, schrie mein Mutter zurück, »will schiefe Töne hören, wenn er in die Grube fährt.«

Während meiner gesamten Schulzeit strengte ich mich an und lernte fleißig, um Anerkennung zu verdienen. Von allen. Ich gierte danach. Mein Streben nach Perfektion hat eigentlich nie nachgelassen. Bei der Arbeit, bei jedem Projekt und allen Aufträgen, die ich je angenommen habe, war dies mein Ziel. Lange hatte ich einen Job nach dem nächsten, wurde stets gelobt und befördert, immer wieder. Wirklich richtig hab ich's aber nie hinbekommen.

Ich weiß nicht, ob meine Mutter glaubt, dass sie je etwas richtig hinbekommen hat. Vermutlich denkt sie, weder sie noch ich haben je ins Schwarze getroffen. Ich habe mit meinen Stimmungen zu kämpfen. Sie kommen in großen Wellen über mich, sind unberechenbar und intensiv, auch wenn ich sie verberge. Manchmal fällt es mir schwer, einfach nur aufrecht zu stehen. Meine Mutter bringt mich dazu weiterzumachen. Ich richte mich auf. Schlage Eier in eine Schüssel, fische kleine Stückchen Schale heraus und schnicke sie mit der Fingerspitze durch den Raum.

Heute Morgen war wie immer der Kaffee schon fertig und wartete. Jede Nacht wechselt Betty den Filter und füllt Wasser ein, wobei sie einiges davon verschüttet, so dass es in unsere alte, ächzende Maschine läuft. Während ihrer nächtlichen Ausflüge schaltet sie sie ein, für später, wenn ich aufstehe. Da ist sie sehr gewissenhaft; es ist praktisch die letzte Aufgabe, abgesehen von der Wäsche, die sie erfolgreich allein bewältigt. Obwohl sie manchmal noch Klavier in der Kirche spielt, kann sie nicht mehr kochen, saubermachen

oder irgendwelche anderen Arbeiten erledigen, die organisatorische Fähigkeiten oder vorausschauendes Denken erfordern. Ihr Kaffee ist zu dünn, aber wenn ich mich einmischen will, wirkt sie verletzt. Es ist ihre Aufgabe.

Und sie findet, ich verwende zu viel Pulver. »Kaffee ist teuer«, sagt sie, »sehr teuer.«

Ich drücke mich vor der Arbeit, vor dem jüngsten Entwurf des irren Nazijägers, und hole mir dieses und jenes aus der Küche. Ein Tag, der mit vier Bechern Kaffee, zwei Zimtschnecken und mehreren Kühlschrankschrankgängen auf der Suche nach Karamelleiscreme beginnt, führt einen schnell auf emotional riskantes Gelände. Sollte es an der Tür klingeln, wär's besser, wenn kein Zeuge Jehovas davorsteht.

»Was trinkt man noch mal an Weihnachten?«, fragt Betty, als sie aufsteht. »Wie heißt das Zeug, das man Weihnachten immer trinkt? Ich hab die halbe Nacht wach gelegen, weil's mir nicht mehr eingefallen ist.«

»Eierflip«, sage ich.

Später wollen wir nach Columbia zum Friseur. Wenn wir nicht spätestens um zwölf aufbrechen, kommen wir zu spät, und Bliss, Bettys Friseurin bei Waikiki Coiffures, bekommt einen Anfall, oder schlimmer, lässt den Termin meiner Mutter einfach platzen. Das hat sie schon angedroht. Ich hasse Bliss. An schlechten Tagen, wenn wir's mal wieder nicht richtig hinbekommen haben, starrt sie meiner Mutter auf die Klamotten. Betty tut, als würde sie's nicht merken, aber ich sehe, dass es sie in ihren Gefühlen verletzt. Inzwischen ist es eine ganze Menge, was sie vorgibt, nicht mitzubekommen. Nicht einmal das Wetter.

Seit drei Monaten herrscht absolute Dürre. Für die Bohnen mag es noch Hoffnung geben, nicht aber für den Mais. Die Farmer haben ihn zur Silage geerntet. So richtig war mir nie klar, was Silage eigentlich ist, ich frage mich aber, ob man einen grünen Salat damit aufpeppen könnte.

Unsere Blumen haben wundersamerweise größtenteils überlebt. Ich gebe mein Bestes, sie zu retten. Morgens steht meine Mutter am Fenster des Esszimmers, wo das inzwischen angelaufene Silber liegt, sie steht vor einem Korbgestell, in das sie früher Geranien gesetzt hatte, und schaut hinaus auf die Rosen. Solange ihre Beine mitmachen. Ihr Gesicht spiegelt sich in der Scheibe, verschwommen wie in einem Aquarell. Obwohl sie alt ist, finde ich sie schöner denn je, weicher. Bevor sie den Mund aufmacht und spricht, könnte man ihr wahres Alter niemals erraten. Ich strengte mich an, damit sie beim Blick in den Spiegel eine bekannte Person entdeckt, auch wenn sie manchmal nichts und niemanden erkennt. Im Umgang mit älteren Frauen bringen ein Friseurtermin und zwei Bloody Marys oft mehr als verschreibungspflichtige Medikamente.

Die rosa Rosensträucher stammen aus dem Garten meiner Großmutter in Madison. Mein Onkel Bill, versiert auf den unterschiedlichsten Gebieten, brachte sie hierher, als meine

Großmutter ihr Haus räumte. »Dafür bin ich Bill dankbar«, sagt sie, als spräche sonst nichts für ihn. »Das war schwer. Er hat viel Arbeit damit gehabt. Sehr viel Arbeit.«

Wenn ich wach liege und mir Sorgen mache, wie es weitergehen soll, frage ich mich, ob meine Mutter, wenn sie am Fenster steht, darüber nachdenkt, was aus den Rosen ihrer Mutter wird – umgesetzt von den rauen alten Händen ihres Bruders, von meinem Vater gestutzt, über Jahrzehnte in langen heißen Sommern von der ganzen Familie gehegt und gepflegt –, wenn sie nicht mehr ist. Die Sorge um andere – ob Pflanzen oder Menschen – hat nie zu meinen Stärken gezählt. Ich frage mich, ob ich das Richtige für meine Mutter tue. Eigentlich hätte sie jemanden verdient, der ihr besser helfen kann, der weiß, wie man einen Reifen wechselt oder einen Truthahn stopft. Mein Leben ist unkonventionell gewesen. Ich war auf den Straßen von New York City unterwegs, habe in Einzimmerwohnungen gelebt und tonnenweise Imbissessen verzehrt. Ich habe meine eigenen persönlichen Angelegenheiten bestenfalls halbherzig geregelt. Eigentlich habe ich sie überhaupt nicht geregelt.

Vielleicht ist es unmöglich, nach Hause zu kommen und sich keine Gedanken darüber zu machen, wieso alles so gekommen ist, warum ich hier bin, wie es kam, dass ich die richtige Überschrift für meinen »Lebensstil« nicht finden kann, warum meine Mutter einfach nur den Kopf schüttelt, wenn ich ihr von mir erzähle, warum sie es nicht über sich bringt, mit mir darüber zu sprechen.

Meine Mutter hat nie versucht, jemand anders als sie selbst zu sein. »Wenigstens halte ich mit nichts hinter dem Berg«, sagt sie. »Ich bin nicht hinterhältig. Ich hasse hinterhältige Menschen.«

Während meiner Kindheit und Jugend haben wir uns häufig gekabgelt, aber eigentlich nie richtig gestritten. Betty konnte in die Luft gehen, sie hatte schlechte Tage, kleine Wutausbrüche, aber auch etwas Schelmisches, wenn ich während einer ihrer Bridgepartien nach Hause kam und sie mir zuzwinkerte; oder wenn sie beim Anblick von Mrs Corn in der Kirche die Augen verdrehte, so dass nur ich es sehen konnte. Ich war ihr Komplize, sie brachte mich zum Lachen. Manchmal wollte ich sie auch beschützen, den Teil von ihr, der sich nur selten zeigte, ihre verborgene empfindliche Seite. Im Country Club, wo sie einen harmlosen Golfnachmittag in einen Katastrophenfilm verwandeln konnte, hatte sie Wehmut im Blick, wenn ihr Ball wieder meterweit vom Ziel entfernt aufkam. Am Ladies' Day nahm ihr Doris Rixsey einmal den Schläger aus der Hand und sagte: »Honey, lass uns lieber auf einen Drink gehen.«

Wenn Betty gegen jemanden was hatte, nahm sie's mit ihm auf, doch wenn sie jemanden liebte, durfte er ihrer Unterstützung sicher sein. Sie hatte Energie, eine Kraft, die sie in ihren sanften Momenten ganz besonders zärtlich machte. Während meines ersten Schuljahrs starb die Mutter meines Freundes Alan Million bei der Geburt eines weiteren

Babys. Ich war damals zu Hause und tat, als wäre ich krank. Als mir Betty die Nachricht überbrachte, zog sie mich auf ihren Schoß. Ich war Einzelkind; wenn Eltern starben, jagte mir das eine Riesenangst ein. Ich fürchtete, auch meine Eltern könnten mir genommen werden. Betty wusste, wie sehr mich das alles mitnahm.

Als ich in dieser Nacht im Dunkeln aufstand, um zu meinem Vater ins Bett zu kriechen, war Betty nicht da. Ich bekam einen Schrecken, aber dann fand ich sie auf dem Sofa im Wohnzimmer. Sie wirkte sehr niedergeschlagen, und als sie mich sah, streckte sie die Arme aus. »Wer kümmert sich jetzt um Alan?«, fragte ich. »Sein Vater«, sagte sie, »und die ganze Stadt wird ein Auge auf ihn haben. Die Leute werden ihm helfen. Er wird nicht allein sein.«

Die restliche Nacht über lag ich auf dem Sofa, den Kopf in ihrem Schoß; sie schickte mich nicht weg. Als mein Vater aufstand, machte Betty Zimtschnecken. Wenn sie sie aus der Packung nahm, schaffte sie es immer irgendwie, sie auseinanderzureißen, die mit dem Zuckerguss, der sie immer spitze Schreie ausstoßen ließ, wenn er plötzlich aus der Tube spritzte.

Zum Mittagessen gibt es heute Muschelsuppe aus der Dose. Betty steckt den schmutzigen Löffel in die Tasche ihres Morgenmantels. Ganz offensichtlich ist meine Mutter beunruhigt, also bin ich es auch. Im Lauf der Zeit gleichen sich unsere Stimmungen immer mehr einander an. »Wie heißt das Zeug, das man an Weihnachten trinkt?«, fragt sie noch einmal. »Wie heißt das?«

»Eierflip«, sage ich. »Eierflip.«

Es wird zur fixen Idee.

Betty ist sauer, kommt nicht vom Sofa weg. Sie sorgt sich, will aber nicht aufstehen oder sich für den Friseurbesuch fertigmachen. Sie tastet sich zum Kühlschrank, weigert sich, sich anzuziehen, und bleibt in Nachthemd und Morgenmantel. »Gleich zieh ich mich an«, verspricht sie wie üblich. »Gleich.«

Ich bitte sie noch einmal: »Geh und zieh dich an, bitte, bitte, bitte.« Sie wendet den Blick ab, reagiert nicht, verändert ihre Position auf eine Weise, die Unverrückbarkeit signalisieren soll. Als ich duschen gehe, nimmt sie ihr Buch, ungeachtet meiner Bitten und äußerer Verpflichtungen. Etwas in ihr hat all das einfach aufgegeben.

Als ich etwa elf war, wollten meine Eltern ausgehen, und meinem Vater zuliebe, der wie immer bereits im Wagen wartete, versuchte ich, meine Mutter anzutreiben. Betty stand vor dem Spiegel im Badezimmer, kämpfte mit Make-up aus Tuben und Tiegeln, war nervös, launisch, gereizt. Ihre Hände zitterten, als sie mühsam Wimperntusche auftrug, keine Aufgabe, die sie gut beherrschte. Die anderen Mütter waren stets neidisch auf Bettys

Erscheinungsbild. Aber meine Mutter war innerlich unsicher, konnte nicht glauben, was die anderen sahen.

»Mach schon!«, wollte ich schreien. »Beeil dich.« Ich wusste, wie es war, wenn man warten gelassen wird. Auch ich musste ständig auf Betty warten. In der Schule, überall, unser Chevy bog immer als Letzter um die Kurve.

Mammy schob etwas in den Ofen. Ich saß auf dem Bett inmitten eines Klamottenhaufens aus aussortierten, abgelegten Sachen. Bettys Zigarette im Aschenbecher auf der Kommode war bis zum Filter heruntergebrannt. Ich nahm einen Zug, dann drückte ich sie aus. Glamourös, aber brandgefährlich. Mammy, die an jenem Abend bei mir bleiben sollte, war immer da, wenn wir sie brauchten, nie hat sie gesagt, sie habe keine Zeit. Egal, was sie gerade machte, für Betty und mich ließ sie alles stehen und liegen. Sie wusste, dass meine Mutter rausmusste, weil sie sonst schwermütig wurde und sich einfach ins Bett legte.

In der Garage ließ mein Vater den Motor des Impala aufheulen. Ich hörte ihn brüllen: »Was ist denn bloß los, verdammt, Betty? Beeil dich.«

Meine Mutter wandte sich vom Spiegel ab und brummte: »Mäh ... mäh ... mäh ... mäh«, dann streckte sie mir die Zunge raus und schnappte sich ihre Handtasche. Endlich.

»Dein Vater«, sagte sie, »glaubt, er hat es schwer mit mir.« Sie machte es ihm ungerne leicht.

Dass mein Vater wütend wurde, kam nicht selten vor. Einmal sahen der Buchhalter des Holzlagers und ich, wie er knallrot im Gesicht mit der Faust auf den Tisch schlug. Meine Vorstellung davon, wozu jemand nach einem Tag harter Prüfungen noch fähig war, veränderte er damit für immer. Mir gegenüber aber ist er selten explodiert. Dass in der mächtigen Statur meines Vaters noch größerer Zorn brodelte, war wohl eine unbegründete Vermutung. Wahrscheinlich steckte ganz normale Wut in ihm. Angestaut allerdings brach sie sich in Form eines wilden Donnerwetters Bahn.

Fest entschlossen, meine Mutter aus dem Haus zu bugsieren, stehe ich nun frisch geduscht und rasiert, mit noch feuchten Haaren, in der Wohnküche. Betty hält sich ihr Buch näher an die Augen, versteckt ihr Gesicht. Mir reißt der Geduldsfaden. Wenn meine Mutter sich weigert, sich wie sie selbst zu benehmen, werde ich wütend, weil es mir Angst macht.

»Mutter, mach dich jetzt bitte *sofort* fertig«, verlange ich. »Wir hätten um zwölf losfahren müssen.« Mit jedem Wort klinge ich bestimmter.

»Wieso hast du's mir nicht gesagt?«

»Ich hab's dir immer wieder gesagt.« Dann reicht es mir endgültig, und ich werde laut. Man könnte sagen, ich bin kurz davor zu schreien. Man könnte sagen, ich bin kurz davor aufzugeben.